

WIEVIELE WILLEN HAT DER MENSCH?

Julius Kuhl und Alfred Längle über „Ich und Selbst“ und die „dritte Instanz“

Im Anschluß an den letztjährigen Kongress in Wien zum Thema Wille haben Julius Kuhl und Alfred Längle versucht, ihre beiden Referate etwas tiefer zu diskutieren. Nach anfänglichen Schwierigkeiten zu einem gemeinsamen Verständnis vorzustoßen, ergaben sich schließlich doch sehr erfreuliche Übereinstimmungen zwischen dem phänomenologischen Konzept der EA und der empirisch fundierten Forschung. Auch beinhaltet die empirische Forschung Anregungen für die Praxis und für den Umgang mit dem Ich-Begriff und dem Selbst-Verständnis.

Eine Zusammenstellung der Diskussion wird hier wiedergegeben.

Ein oder zwei Willen?

Längle: Herr Kuhl, Sie beschreiben in Ihrem Modell zwei Willen, die Sie als „Selbstkontrolle (SK)“ bzw. besser als „Ich-Kontrolle“ und als „Selbstregulation (SR)“ bezeichnen. Ein Konzept, wonach der Mensch zwei Willen hätte, ist ja nicht selbstverständlich. Denn zunächst würden wir ja denken, dass der Mensch nur *eines* wollen kann – dass der Mensch also nur *einen* Willen hat, aber zwischen Willenszielen oszillieren kann. – Meinen Sie also, dass es mehr als einen Willen im Menschen gibt? Hätte das noch weitere Folgen? Würde das bedeuten, dass der Mensch von Natur aus gespalten ist? Oder ist eines der eigene Willen (SR), SK hingegen so was wie ein anerzogener, mehr oder weniger „fremder“ Wille?

Es wäre auch denkbar, dass in Ihrem Konzept der Wille überhaupt noch etwas Weiteres darstellt, und beide, SK und SR eigentlich nur Zubringer zum eigentlichen, die Einheit des Menschen abbildenden Willens wären?

Kuhl: Diese Fragen dürfen ruhig offen bleiben: Wir können sie z.Z. nicht endgültig beantworten. Die Antwort hängt natürlich stark davon ab, was wir unter „Wille“ verstehen. Ich neige allerdings dazu, aus funktionsanalytischer Sicht, vorläufig mit der Vorstellung zu arbeiten, dass es zwei Formen des Willens gibt, den sprachnahen („bewussten“), der den Blick auf das Anstehende fokussiert (SK) und den gefühlten („demokratischen“), der sich mit möglichst vielen inneren „Stimmen“ abzustimmen versucht (SR). Wenn die Phänomenologie nur einen Willen zulassen möchte, dann kann das ja auch daran liegen, dass sie sich auf das phänomenologisch Erfassbare reduziert. Aus funktionsanalytischer Drittpersonperspektive können wir zwei Formen des Willens nur sinnvoll postulieren, wenn wir einerseits sagen, was genau unter „Wille“ zu verstehen ist und andererseits plausibel machen können, dass diese den Willen konstituierende(n) Eigenschaft(en) beiden Formen gemeinsam ist: Funktionsanalytisch betrachtet ist „Wille“ definiert als ein zentraler Koordinationsprozess, der auf die verschiedenen Ebenen der Psyche (des Gehirns) so einwirkt, dass die Umsetzung einer aktuellen Direktive (z.B. ein allgemeines

oder konkretes Ziel) optimiert wird (z.B. können Gefühle, der Wachheitszustand, Gedanken oder die Gedächtnissuche so beeinflusst werden, dass die Absicht, einen Brief zu Ende zu schreiben, gut umgesetzt werden kann). Diese zentrale Koordination (die die Grundlage für die Willensdefinition ist), kann eben auf zwei sehr verschiedene Weisen erfolgen (ganz analog, wie wir die zwei Formen von Regierung oder Führung unterscheiden: die straffe und direkte Führung, die im Extremfall diktatorische Ausmaße annehmen kann, und die flexible, mehr indirekte, die analog zur demokratischen Führung in einer Gruppe oder in der Gesellschaft funktioniert).

Längle: Es sieht so aus, dass wir tatsächlich unterschiedliche Verständnisse von Willen haben. Das könnte schon einiges klären. Habe ich das richtig verstanden, dass in Ihrem Konzept der Willen die Optimierung einer Ausführung, einer Direktive, meint? Wille wäre demnach also das, was eine Handlung anschiebt und aufrechterhält zum Zwecke der Erreichung eines angestrebten Zieles. – Wenn das so ist, dann ist es mir einsichtig, was Sie sagen: Handlungsausführungen können natürlich mehr rational oder mehr emotional erfolgen. Handlungsausführungen sind ja nur Modalitäten oder *Durchführungsprogramme*.

Ich würde den Willen vor allem im *Erstellen* der „Direktive“, wie Sie sagen, sehen. Nach dem Akt des Wollens schließt sich dann die Ausführung an. Wie das Wort „Direktive“ schon sagt: es heißt ja Anweisung, Auftrag zur Ausführung.

In der Entstehung des Willens haben wir viele Überschneidungen. Phänomenologisch läßt sich der Wille auf ein ursprüngliches Angesprochenensein durch einen Wert zurückführen, der durch Wählen (Entscheiden – Abstimmung mit anderen Werten und Möglichkeiten) und schließlich durch einen Entschluss zur Handlungsanleitung führt. Wille kann darum definiert werden als: „sich auf einen gewählten Wert einlassen“.

Ich kann mir gut vorstellen, dass sich Ihr Modell auf diesen Prozess anwenden lässt: die Modalität des Wählens kann einmal mehr *rational*, ein anderes Mal mehr *emotional* erfolgen. Es handelt sich dabei um verschiedene Wege zum selben Ziel. Aber Ziel gibt es für den Willen immer nur eines.

Stehen aber zwei oder mehr Werte gleichbedeutend nebeneinander, dann ist die Willensbildung blockiert, man ist in einem Dilemma, ob man ans Meer oder in die Berge auf Urlaub fahren will.

Ihre Forschungen scheinen sich mir mehr auf die den Willen begleitenden Prozesse zu beziehen, die sich natürlich leichter erforschen lassen, als auf das Konzept des Willens als solchen, das vielleicht auch nur phänomenologisch zugänglich ist?

Kuhl: Das Begriffspaar „rational“ versus „emotional“ läßt sich zwar auf den ersten Blick den beiden Willensformen zuordnen, würde aber das, was wir heute mit diesen beiden Willensformen verbinden, sehr stark verkürzen. Zum

einen verdient auch der demokratische Willen die Bezeichnung „rational“: „Emotional“ wird ja nicht selten mit irrationalen Prozessen verbunden und das passt nun gar nicht, um einen Prozess zu charakterisieren, der aus dem inneren Überblick und einer demokratischen „Abstimmung“ vieler innerer Prozesse zustande kommt. Dieser Prozess schließt nicht nur Emotionen und die mit ihnen verknüpften Bedürfnisse ein, sondern auch eine ganz andere Art von intelligenter („hochinferenter“) Kognition, deren völlig andersartige Art, Informationen zu integrieren, wir heute mit Hilfe neuronaler Netzwerkmodellen sogar dem analytischen Ich erklären können. Wenn Sie den Begriff „rational“ für die analytische Intelligenz des Ich reservieren möchten, dann würde ich für die emotional informierte, umfassende Intelligenz des Selbst ein Wort wie „überational“ (und statt „unbewusst“ auch lieber „überbewusst“) vorschlagen. Wenn Wille durch Selbstkontrolle (durch das analytische Ich) oder durch Selbstregulation (durch das ganzheitlich-emotionale Selbst) zustande kommen kann, dann gibt es auch zwei grundsätzlich verschiedene Formen des Wählens und des Zustandekommens des Willens. Sie können natürlich den Begriff des Willens auf das Ergebnis reduzieren: Erst wenn eine Wahl getroffen wurde, gibt es einen Willen. Das macht in der Tat mehr phänomenologisch als psychofunktional Sinn: Aus funktionsanalytischer Sicht haben wir wenig davon, „den“ Willen auf den Inhalt der Direktive, die momentan die Ausführungsabteilung (und alles was dazu gehört, also auch Emotionen) regulieren soll. Denn diese Regulation funktioniert ja völlig anders und zwar vor, während und nach der Entscheidung, je nachdem ob Ich-Kontrolle oder Selbstregulation vorliegt bzw. in welcher Weise diese beiden Prozesse kooperieren. Selbstverständlich können Sie auch aus funktionsanalytischer Sicht den Begriff des Willens auf das Resultat der beiden „Willensformen“ reduzieren. Das macht aber in der bewussten Selbstbeobachtung mehr Sinn als psychofunktional. Vielleicht hat diese Reduktion auf die subjektiv wahrnehmbare „Resultante“ auch phänomenologisch ihre Grenzen: Wenn Martin Luther den Abgesandten des Papstes, die ihn zur Zurücknahme seiner Thesen bewegen wollten, sagte: „Hier stehe ich und kann nicht anders“, dann kann das Resultantenkonzept des Willens nicht einmal unterscheiden, ob Martin Luther hier eine Zwangsstörung zugibt („ich kann nicht anders“) oder auf einen sehr umfassenden, selbstkongruenten Entscheidungsprozess verweisen wollte. Ich meine: Wenn wir die z. T. sehr unterschiedliche Funktionsweise aller Prozesse im Auge haben wollen, die am Zustandekommen und der Wirkung des „Willens“ (d. h. der zentralen Exekutive) beteiligt sind, dann fahren wir mit der Ausweitung des Willensbegriffs besser. Das, was wir im Selbsterleben als „den“ Willen ansehen, ist kein einheitlicher Gegenstand. Das kann man m.E. auch aus dem phänomenalen Erleben ableiten: Intuitiv spüren wir, dass ein Zwangskranker mit dem Satz „Ich kann nicht anders“ etwas anderes meint als ein Mensch, der denselben Satz sagt, und eine selbstkongruente Entscheidung meint, die so viele Wertaspekte, Gesichtspunkte, Gefühle (eigene und fremde) integriert, dass sie weit über das hinausgeht, was mit dem analytischen Ich erreichbar ist. Dass wir scheinbar homogene Alltagsbegriffe differenzieren, ist in der Psychologie nicht auf den Willensbegriff beschränkt: Es werden längst

verschiedene Formen von Bewusstsein unterschieden und auch der Wahrnehmungsbegriff wird nicht mehr einheitlich verwendet: Aus der neuropsychologischen Untersuchungen können wir erschließen, dass es außer der Welt der bewussten Wahrnehmungsobjekte auch eine unbewusste Wahrnehmung gibt, die ganz anders funktioniert und auch nur im Handlungsvollzug zur Verfügung steht (interessanterweise hat Heidegger eine solche Unterscheidung zweier Wahrnehmungswelten phänomenologisch erschlossen).

Zwei Willen oder zwei Prozeßformen des Willens?

Längle: Sie bringen die Untersuchung von Kircher und leiten davon ab: „Diese Ergebnisse legen nahe, dass das bewusste Ich mehr durch die linke und das unbewusst erfüllbare Selbst mehr durch die rechte Hemisphäre unterstützt wird.“ (Kuhl 2012, 42) Dies scheint mir eine unzulässige Interpretation der Daten zu sein. Handelt es sich nicht um 2 Ich, sondern in beiden Fällen um *ein und dasselbe Ich*, das einmal mehr fühlend sich selbst betrachtet, ein andermal denkend (abstrakt! – das ist wichtig) Begriffe unterschiedlichen Kategorien zuordnet, und dabei in der Lage ist, vom Selbstbezug abzusehen, weil es bei dieser Aufgabe nicht um den Selbstbezug geht. (Was Sie im Übrigen sonst dazu schreiben, finde ich wunderbar und ganz im mainstream aktueller Forschung und modernen Verständnisses!)

Kuhl: Ähnlich wie bei unserer Diskussion über zwei Willensformen ist mein Eindruck, dass Ihre Vorstellung von einem einheitlichen Ich, das mal fühlend mal denkend arbeitet, durch die Erkenntnismethode (Phänomenologie) bestimmt ist: Wir erleben uns als Einheit. Wir sind uns nicht immer bewusst, welcher Teil von uns gerade gemeint ist, wenn wir „Ich“ sagen. Ich glaube, das bringt viel Verwirrung im Alltag und hat auch in der abendländischen Geistesgeschichte für viel Verwirrung gesorgt. Ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, darüber zu streiten, weil wir auch hier die Diskussion auf eine Definitionsfrage reduzieren können: Wenn Sie den Begriff des Ich so festlegen, wie Sie das tun, dann geht das, und ich kann mich darauf einlassen. Ich glaube allerdings, dass es Vorteile hat, (mindestens) zwei Erstpersonvarianten zu unterscheiden, weil wir dann mehr darauf achten, welche der beiden „Ich-Formen“ gerade spricht (egal, ob sie aus „mir“ oder aus jemand anderem spricht). Ob es Sinn macht, eine Instanz darüber anzunehmen, die dann ausgewählt, ob das Denken oder das Fühlen eingeschaltet wird, das ist wirklich eine interessante Frage.

Da beide Ich-Varianten bereits die Definition einer „Willensinstanz“ erfüllen (s.o.), befürchte ich hier eine Realitätsverdopplung, wenn nicht überzeugende Belege für eine solche noch einmal übergeordnete Instanz vorliegen (Ich und Selbst sind ja schon übergeordnete Instanzen, von denen jede die Kriterien einer willentlichen Zustimmung und Umsetzung erfüllt). Eine interessante Möglichkeit, die phänomenologische (einheitliche und einzige) „Meta-Ich“-Instanz mit der Vorstellung von den zwei verschiedenen „Willensformen“ zu verbinden, besteht vielleicht darin, keine übergeordnete Meta-Instanz zu postulieren, sondern

die Grundlage der phänomenologisch sich als einheitlich präsentierenden „Instanz“ in der *Interaktion* der beiden Willensmodi zu sehen, die verschiedene Formen annehmen kann: 1) konflikthaft: die Selbstkontrolle (SK) oder besser „Ich-Kontrolle“ alias SK und Selbst streiten beide ständig um die Dominanz), 2) einseitig: entweder unterdrückt das Ich (SK) das Selbst oder das Selbst gibt dem Ich seine - umsichtig erarbeiteten - „Einsatzbefehle“, oder 3) harmonisch (beide finden zusammen immer eine jeweils der Situation angemessene Art der Zusammenarbeit).

Längle: Sie sagen: „Wir erleben uns als Einheit“. Geht das mit der Annahme von zwei „Ich-Varianten“ oder Willens-Instanzen zusammen?

Ist nicht die Ichhaftigkeit u.a. an den Willen gebunden ist? Könnte es in ihrer Theorie nicht so sein, dass sich unser (einziger) Wille einmal mehr auf die Vernunft, ein anderes Mal mehr auf das Gefühl (also auf unterschiedliche Wirklichkeitsrepräsentanzen) bezieht? Dies kennt ja jeder Mensch, dass manchmal „zwei Seelen in seiner Brust“ (Goethe) wohnen.

Kuhl: Ja, und wir wissen oft nicht, welche Instanz wir gerade meinen, wenn wir „Ich“ sagen. Das wäre aber für die Kommunikation, für die Selbstreflexion und die Selbstentwicklung sehr wichtig, hier mehr Klarheit zu bekommen. Im Alltag können wir die Unterscheidung gar nicht immer treffen, deshalb werden wir auch weiter mit dem mehrdeutigen Alltagsbegriff umgehen müssen. Aber wenn ich zumindest in bestimmten Reflexionspausen versuche herauszufinden, wie viel Ich und wie viel Selbst einfließen, wenn ich lerne, die Quelle einer Entscheidung oder einer Handlungsabsicht besser einordnen zu können, dann hilft das enorm. Ein Beispiel: Teilnehmer meiner Seminare fragen mich manchmal: Wie kann ich feststellen, ob mein Lob meinem Kind gut tut oder nicht (z. B. manipulativ wirkt statt das Selbstvertrauen zu stärken)? Wie es wirkt, ob ich zu einem Kind sage: „Ich finde, das hast du sehr schön gemacht“, hängt nach allem, was wir aus der Erforschung des Korrumpierungseffekts gelernt haben (d. h. des Rückgangs der intrinsischen Motivation durch Lob oder andere Formen der Belohnung), davon ab, „wen“ ich mit „Ich“ meine (d. h. welchen Teil von mir) und wen mit „du“ (welchen Teil von dir). Das (analytische) Ich verbindet sich eher als das ganzheitlich-intuitive Selbst mit einer zweckorientierten Haltung, die oft von anderen als manipulativ empfundenen wird. Ich würde es für einen großen Fortschritt halten, wenn wir lernen würden, extrem verschiedene Bedeutungen desselben Wortes bei Bedarf besser explizieren zu können. Und wir können die Möglichkeit nicht ausschließen, dass wir mit der Benutzung immer desselben Wortes für sehr unterschiedliche Quellen von Entscheidungen und Handlungen, uns eine „Einheit“ suggerieren, die es womöglich auf keiner Ebene der Realität gibt.

Längle: Ihrem Vorschlag, die beiden (in meinen Worten) Prozessformen SR und SK in Interaktion zu verstehen, kann ich gut beipflichten. So würde ich es in der Tat sehen: dass die beiden einmal um die Vorherrschaft in einer Situation „streiten“, ein andermal unterdrückt eine Form die andere (kann auch habituell sein, so dass es zu einem Willensmuster

führt, wo z.B. ein diktatorischer Wille zu großer Disziplin eines Menschen führt) oder im Idealfall sich beide harmonisch vertragen. Dies findet eben im „inneren Dialog“ statt. Dem messen wir sowieso eine große Rolle in der EA bei.

Für die Praxis scheint mir auch die Frage wichtig: Sind beide Formen von Willen immer zugleich da und aktiv? Und: Sind sie gleichberechtigt? Oder gibt es Situationen, wo der eine Wille eine Präferenz hat? Und wer entscheidet darüber?

Wenn man zwei Willen postuliert: mit welchem Willen sollen wir in der Psychotherapie arbeiten, welchem den Vorzug geben? Wie können wir den Patienten aus der Gespaltenheit heraushelfen, wenn beide Willen gleichberechtigt wären?

Welcher Wille wird als „meiner“ empfunden?

Kuhl: Das sind genau die Fragen, deren Lösung wir näher kommen, wenn wir lernen zu unterscheiden, was Menschen (z. B. Therapeuten oder Klienten) mit „Ich“ oder „Wille“ meinen. Solche Unterscheidungen werden ja auch in den verschiedenen Therapieformen gesucht und geübt. Ich vermute, dass das Lernen und Wachsen hier leichter geht, wenn wir alle Beteiligten dafür sensibilisieren, dass wir mit Begriffen wie „Ich“ oder „Wille“ oft ganz unterschiedliche Zustände, Prozesse oder Instanzen meinen. Die Suggestionskraft eines konsequent einheitlich verwendeten Ich kann im ungünstigen Fall so manche erreichte Unterscheidung durchaus wieder verdecken.

Ich und Selbst – oder Denken und Fühlen?

Längle: Warum machen Sie eine *Differenzierung zwischen Ich und Selbst*? Ich frage mich, ob es sich bei den zwei Instanzen („ich“, „selbst“) nicht einfach um die Trennung zwischen *analytischem Denken* und *Fühlen* handelt? – Sind Denken und Fühlen nicht beides Fähigkeiten des einen Ich, die sich aber auf unterschiedliche Aufgaben beziehen: Analyse der Einzelelemente, Befassen mit dem Faktischen, Erkennen mithilfe von Logik – und Vernetzen, Bezug schaffen zum Leben und zur Vitalität, die ja auch „zu mir“ gehört, mindestens ebenso wie das Denken.

Kuhl: Ich und Selbst sind in meiner Diktion nicht identisch mit Denken und Fühlen, sondern kooperieren mit dem analytischen Denken bzw. Fühlen. Mit Ich und Selbst bezeichne ich zwei Formen des Willens in dem oben definierten Sinne. Denken und Fühlen haben noch keine systemkoordinierende Kompetenz, sie können aber für die „Führungsetage“ nützlich sein, wobei es auch in der Außenwelt so ist, dass straffe (oder gar diktatorische) Führung meist „besser“ vom zweckrationalen *Denken* unterstützt wird und die demokratische Führung mehr darauf angewiesen ist, ein ganzheitliches Bild von den vielen Stimmen und Gefühlen im Gesamtsystem zu erhalten (das ist mit „Fühlen“ gemeint).

Längle: Das überrascht mich jetzt. Haben Denken und Fühlen nicht auch die Fähigkeit, Systeme zu koordinieren? – Koordinieren wir nicht gerade jetzt Systeme, wenn wir so schreiben, und tun das über den denkerischen Weg? Wir in-

tegrieren, vernetzen, sondern aus, erschließen Zusammenhänge ... und der Wille ist natürlich auch dabei, denn er gibt die „Direktive“, den Auftrag, wie Sie oben meinten, und läßt uns denken, schreiben?

Zur begrifflichen Differenzierung wäre noch anzumerken, dass wir in der EA das Ich als die operative Funktionsfähigkeit des Menschen ansehen, das die Entscheidungen letztbestimmt, zumindest im Sinne der *Zustimmung*. Dagegen ist das Selbst das um die Identifikationen und Wertbezüge erweiterte Ich, das eine Grundlage des Selbstbildes darstellt. Am Selbst vollzieht sich das Ich, im Selbst wird es sichtbar. Zum Selbst gehört daher z.B. die Familie, der Beruf, der Glaube..., wenn ich mich damit identifiziere (fühle, spüre, dass es mit mir zu tun hat, obwohl es nicht ICH ist, sondern ANDERES – Hinzukommen der Alterität als bestimmend für das Verständnis seiner selbst).

Kuhl: Auf funktionsanalytischer Sicht kann man die ANDERSARTIGKEIT des Selbst auch als eine typische Folge unserer Ich-Fixierung sehen: Für das Ich ist das Selbst in der Tat etwas sehr „anderes“, und zwar um so „fremder“, je stärker es vom Selbst getrennt ist und je mehr es seine eigene Verengung nicht kennt. Wenn das Selbst aber die Regie über das Entscheiden und Handeln hat (und an das bewusste Ich vielleicht nur wenige Kontrollaufgaben delegiert), dann kommen wir uns gar nicht „andersartig“ vor, sondern sind uns sehr nah.

Ich stelle mir „Zustimmung“ so vor, dass die Letztinstanz durchaus entweder aus dem Ich oder aus dem Selbst kommen kann: Wenn wir Menschen fragen, ob sie sich mit einer Entscheidung identifizieren, sie sich zu eigen machen, ihr innerlich *zustimmen*, finden wir immer wieder Hinweise auf zwei verschiedene Quellen dieser „höchstinstanzlichen“ Zustimmung. So ist z.B. die Skala für „Selbstbestimmung“ im SSI (Selbststeuerungs-Inventar) doppeldeutig. Wir erkennen das z.B. an so genannten Suppressor-Effekten: Die Selbstbestimmung korreliert paradoxerweise oft niedrig oder Null mit Variablen, mit denen sie positiv korrelieren sollte (z.B. mit der Selbstwachstumsaussage: „ich sehe einen positiven Wert auch in vielen schmerzhaften Erfahrungen, weil ich an ihnen gewachsen bin“). Wenn wir der Hypothese nachgehen, dass hinter der Zustimmung einer Person manchmal das Ich und manchmal das Selbst stehen kann, dann prüfen wir, was aus der Korrelation wird (hier: die Korrelation zwischen Selbstbestimmung und der Beurteilung der Selbstwachstumsaussage), wenn wir irgendeine dritte Variable konstant halten, von der wir annehmen, dass sie mit der Ich-Komponente (Ich-Kontrolle) korreliert (z.B. Schlafprobleme, wenn sie bei einseitiger Ich-Kontrolle öfter vorkommen, als wenn das Selbst die Regie hat). Und wir finden, dass die Skala „Selbstbestimmung“ dann plötzlich die erwartete positive Korrelation mit der Selbstwachstumsaussage hat (Interpretation: die Nullkorrelation beruhte darauf, dass die Selbstbestimmungsaussagen (z.B. „Ich stehe voll und ganz hinter dem, was ich tue“) bei manchen Menschen (in manchen Situationen) mehr aus dem Ich kommen und dann negativ mit der Selbstwachstumsaussage korrelieren und bei anderen Menschen (bzw. in anderen Situationen) mehr aus dem Selbst kommen und dann positiv mit der Selbstwachstumsaussage korrelieren (was dann, wenn

ich diese beiden Gruppen nicht differenziere, sich zu einer Nullkorrelation mittelt, die nur darauf beruht, dass die Ich-Komponente der Varianz eine zur Selbst-Komponente entgegengesetzte Auswirkung, z. B. auf die Schlafstörung, hat).

Ich weiß nicht, ob es wirklich hilft, hier die Empirie zu befragen (weil unser Disput ja womöglich auf einer von bestimmten Wertsetzungen abhängigen Definitionsfrage beruhen könnte). Aber irgendwie habe ich wohl doch den Wunsch zu verstehen, wenn möglich auch zu prüfen, was Sie mit der „Zustimmung“ des (einheitlichen, letztendlichen) Ich meinen. Wenn wir Menschen nach dieser Zustimmung fragen (z.B. mit den Selbstbestimmungsfragen) und die Antwort steht nicht in einem eindeutigen Zusammenhang mit Variablen, mit denen ein solcher Zusammenhang zu erwarten wäre, dann kommen mir Zweifel, ob es sinnvoll ist, die „Zustimmung“ von Menschen einheitlich zu deuten.

Wenn wir die Frage noch tiefer diskutieren wollten, dann wäre es aus meiner Sicht sinnvoll, dass jeder von uns, Sie und ich, ganz sorgfältig aufzählen, wo die „Vorteile“ der jeweiligen Begrifflichkeit liegen. Ich habe in meinen Schriften viele Beispiele zusammen getragen, die illustrieren, welche Verwechslungen und Verwirrungen passiert sind und immer wieder passieren, wenn wir einen einheitlichen Ich-Begriff verwenden (vgl. z.B. Kuhl & Luckner: Freies Selbstsein). Ich verstehe Sie so, dass Sie aus phänomenologischer Sicht Vorteile darin sehen, ein einheitliches Ich zu postulieren. Ich kann mich vielleicht auch in diese Position hinein fühlen: „*Ich möchte als Mensch einheitlich gesehen und verstanden werden. Und aus dieser Sicht habe ich die Sorge, ob die Zweiteilung des Ich nicht doch schon ein Einstieg in mechanistisches Denken ist?*“ Andererseits spüre ich aber oft bei meinen Klienten, dass sie sich durchaus besser verstanden fühlen, wenn ich das Schwanken dessen, was sie und andere mit „Ich“ meinen, verstehe und funktional erklären kann.

Eigentlich bin ich der Meinung, dass wir beide Positionen gut verbinden können: Ich spreche Menschen meist als Einheit an und erlebe mich so und kann das durchaus damit verbinden, dass ich *Selbst* und *Ich* unterscheide. Vielleicht ist es dafür gar nicht so wichtig, ob es für die einheitliche Rede von der Person eine separate Instanz gibt (im Gehirn gibt es wohl keine Ebene „über den Hemisphären“, aber man kann verschiedene Formen der Koordination der Hemisphären durchaus in verschiedenen Interaktionsformen zwischen den Hemisphären sehen): Wenn Menschen sich angesprochen fühlen sollen, dann ist es meist gut, die Sprache zu sprechen, mit der sie von sich und zu sich in einer *einheitlichen* Weise sprechen (vorausgesetzt das tun sie überhaupt). Ab und zu wird ein Ausflug in die funktionsanalytisch begründbare Differenzierung dann aber durchaus als erleichternd und hilfreich angesehen.

Lüngle: Nur eine kurze wissenschaftstheoretische Zwischenbemerkung: Wir würden als erfahrungsbezogene Wissenschaft (Phänomenologie) nicht sagen, es sei „von Vorteil“, von einem einheitlichen Ich auszugehen, wie Sie oben meinten. Wir würden nur sagen, dass es schlichtweg die Erfahrung der (meisten) Menschen ist, dass es einen selbst nur einmal gibt.

Kuhl: Das ist klar. Solange wir Begriffe wie *Ich* und *Wille* intuitiv verwenden, reflektieren wir natürlich keine

Vorteile. Aber wir nutzen sie, z. B. wenn wir intuitiv mit Ich das analytische Ich meinen, wenn wir sagen: „Ich habe diese Mathematikaufgabe gelöst“ und das ganzheitliche Selbst meinen, wenn wir sagen: „Ich verstehe dich“ (und mit dem „dich“ etwas ganz Umfassendes der anderen Person meinen). Intuition nutzen ermöglicht uns, dieses Umschalten zwischen verschiedenen „Koalitionen“ unserer inneren Zustände sehr viel feinfühleriger der inneren und äußeren Situation anzupassen, als es möglich wäre, wenn das zweckorientierte, analytische Ich nach „Vorteilen“ suchen würde. „Dass es uns nur einmal gibt“ kann einfach darauf beruhen, dass wir oft den Wechsel der Bedeutung von Wörtern wie „Ich“ oder „Wille“ nicht bemerken und unser Ich einer Einheitsillusion unterliegt: Aber es kann auch sein, dass mit dieser Redeweise schon wieder etwas anderes gemeint ist. „Dass es uns nur einmal gibt“, kann sich auf das Ganze der Person oder eines einzelnen Menschen beziehen (so wie Platon „die Person“ als eine abgegrenzte Komponente in „die Person als Ganzes“ eingezeichnet hat). Dann würden auch die Körperteile und die Erbanlagen eines einzelnen Menschen dazu gehören: Der individuelle Mensch, dessen Einzigartigkeit auf dem komplexen Zusammenspiel unendlich vieler innerer und äußerer Einflussgrößen (genetischer und umweltabhängiger) zustande kommt. Diese Bedeutung meinen wir wohl nicht immer dann, wenn wir „ich“ sagen, z. B. nicht wenn ich auf Nachfrage sehr rasch klären könnte, dass meine krummen Zehnägel nicht an „meiner“ Entscheidung beteiligt waren, und auch nicht mein Fingerabdruck, der schon ziemlich einzigartig ist. Hier stoßen wir auf das Identitätsparadox der Philosophen: Wie kann ich mich über Jahrzehnte hinweg als dieselbe Person erleben, obwohl sich doch eigentlich unendliche Vieles geändert hat (auch die einzelnen Zellen meines Körpers). Wie viele andere Paradoxien sehe ich auch diese als ein typisches Produkt eines einseitig analytisch operierenden Ich, das gern in Entweder-oder-Dichotomien denkt. Wenn ich die höchste Stufe eines hoch entwickelten integrierten Selbst mit den Funktionsprinzipien eines riesigen neuronalen (parallelen arbeitenden) Netzwerks vergleiche, dann ist es gar nicht so schwer, Verändertes und Kontinuierliches zusammenzubringen, statt beides als sich ausschließende Kategorien auffassen zu müssen.

Ich würde gern noch einen Gedanken anschließen:

Mir ist es wichtig, dass wir bei einem solchen Dialog versuchen, auch die Perspektive und die möglichen Beweggründe des jeweils anderen in den Blick zu nehmen. Wenn ich das versuche, also mich frage, wie verstehe ich Ihre Beweggründe und Ihre Perspektive, dann fällt mir ein, dass Ihre Perspektive konsequent phänomenologisch ist und ein wichtiger Beweggrund der Respekt vor der Würde und Einzigartigkeit der Person sein dürfte. Dass die phänomenologische Perspektive so konsequent eingenommen wird, könnte ja auch mit diesem Beweggrund zu tun haben: Wir möchten die Person in der Weise ernst nehmen, wie sie sich selbst sieht und darstellt und das ist eben an das Bewusstseinsfähige und Mitteilbare gebunden. Aber das ist auch eine Reduktion der Erkenntnismöglichkeiten (auf das, was der bewussten Erspersonperspektive überhaupt zugänglich ist) und eine solche Reduktion garantiert ja nicht, dass damit die Wür-

de der Person immer maximal respektiert wird: Wenn eine Person es prinzipiell oder auch ganz konkret zulässt (oder darum bittet), dass jemand, dem sie vertraut, auch Erkenntnisquellen berücksichtigt, die über das für diese Person bewusst Einsehbare und Mitteilbare hinausgehen, dann kann diese Ausweitung über die phänomenologische Perspektive hinaus durchaus den Respekt vor der Person erweitern.

Das kann man aus funktionsanalytischer Sicht ganz ähnlich begründen: Können wir die Fokussierung (oder Reduzierung) auf das phänomenologisch Einsehbare nicht auch einmal probeweise als ein respektminderndes Risiko sehen? Auf den ersten Blick kann man zwar die Annahme eines unbewussten Willens (wie ich ihn mit dem Selbst verbinde) als eine Verletzung der Person betrachten. Aber wer oder was wird da verletzt? Ich muss jedoch ehrlich sagen, dass ich längst mit einem Willen, der seine Zustimmung durch das unbewusste Selbst (vielleicht sogar am Ich vorbei) erhält, sogar einen Zuwachs an Respekt vor der Würde der Person verbinde. Das Unbewusste ist wohl viel zu lange in Verbindung mit primitiven Anteilen der Person gesehen worden (z.B. Freuds verdrängte Triebwünsche, Jungs Archetypen u.a.). Dagegen hatte sich die humanistische Psychologie (z.B. Maslow, Rogers, Deci & Ryan) mit Recht gewehrt und das, was damals als „unbewusste“ Triebkräfte des Handelns gesehen wurde, als einen Reduktionismus kritisiert, der die Würde der Person verletzen kann. Ich sehe in der Entdeckung und dem empirischen Nachweis eines unbewussten Selbst mit einer Ausdehnung (Extensionsgedächtnis) von astronomischen Dimensionen (ein gigantisches Erfahrungsnetzwerk, das schier unendlich viele relevante Informationen gleichzeitig berücksichtigen kann) eigentlich die Chance für eine Vergrößerung des Respekts vor der Person: Wenn das Selbst die Zustimmung gibt und es im Entscheidungsprozess freien Zugang zu allen relevanten Informationen, Lebenserfahrungen, Gefühlen und Fähigkeiten (eigenen und fremden) hat, dann vermittelt das Postulat eines im „unbewussten“ Selbst begründeten Entschlusses einen enormen Zuwachs an Respekt vor der Würde und Einzigartigkeit der Person. Würde ist nicht an die bewusste Einsehbarkeit gebunden. Der „unbewusste“ Wille des Selbst verdient vielleicht sogar noch mehr Respekt als der bewusste Wille des Ich.

Und wenn wir dann wieder bei der Frage landen, ob es nicht doch eine Meta-Instanz gibt, die entscheidet, ob das Ich oder Selbst oder sonst eine „Stimme“ gehört wird und die Zustimmung (des „Meta-Ich“) erhält, dann würde ich meinen: Es darf eine solche Meta-Instanz geben. Unser empirisch gesichertes Wissen spricht nicht unbedingt dafür, dass es so etwas gibt. Aber die Antwort hängt auch stark davon ab, was wir hier genau meinen. Muss es eine eigene Instanz sein? Reicht es nicht, den DIALOG zwischen Ich und Selbst, also einen dynamischen Prozess statt einer statischen Struktur als mögliche Grundlage dieser „letzten“ Zustimmungs-„Instanz“ zu sehen? Mir erscheint diese Möglichkeit intuitiv ganz plausibel und irgendwie auch sinnvoll. Sie erinnert mich übrigens an spirituelle Vorstellungen von dem unsichtbaren „Dritten“, das zwischen zwei erlebnisnäheren Erkenntnisquellen vermittelt, vergleichbar der christlichen Vorstellung vom Heiligen Geist, der eigentlich erst aus der Stimme des Vaters und des Sohns eine verstehbare Botschaft macht. „Geist“ passt als Bild mehr zu einem Pro-

zess, der zwischen zwei „Instanzen“ stattfindet als zu einer Struktur und ich möchte diese Gedanken mit der Vermutung abschließen, dass Ihre „zentrale Meta-Instanz“, die die letzte Zustimmung gibt, ja dann, wenn sie durch einen Prozess bestimmt wäre, nicht schlechter gewürdigt würde als durch eine übergeordnete Struktur?

Hier ist ein Zitat aus einem Text von Romano Guardini, in dem er zwei Arten des Willens beschreibt (der Text wurde mir von einer Teilnehmerin der Wiener GLE-Tagung zugesendet: ich kannte ihn nicht):

„Nun könnte jemand erwidern, das alles sei viel zu geruhsam gedacht; es fehle an Entschlossenheit, an Wille und Tat. Ihm würden wir antworten, dass es zweierlei Arten von Willen gibt. Einmal jenen, der auf ein gewußtes Ziel zugeht. Er hat etwas vom Pfeil an sich, vom scharfen Geradeaus. Er spricht: das soll sein! Was dazwischen liegt ist Hindernis, oder Mittel zum Zweck. Mit aller Energie also dorthin; möglichst klar, möglichst rasch! Dieser Wille ist gut! Wir werden auch ihm zutun geben. Aber er ist nicht der einzige.

Neben diesem „hellen“ Willen gibt es auch den dunklen. „Dunkel“ meint nicht finster. Die Finsternis ist böse, das Dunkel gut. Die Erde ist dunkel, in welcher die Wurzeln liegen: dunkel sind die Bahnen des Blutes und die Wege des Herzens; dunkel sind die Gründe des Gemütes und die Bewegungen des lebendigen Werdens. es gibt einen Willen, der von gleicher Art ist. Seit langem scheint unsere Zeit nur jenen ersten Willen zu kennen. Überall arbeitet sie mit Programm und Organisation; mit Verstand und Technik. Wir sehen die Folgen. Wir sehen, wie das Leben zu zerfallen droht. Darum wollen wir uns mehr um den zweiten Willen kümmern. Es ist schwer von ihm zu sprechen, weil er so durchaus „lebendig“ ist, die Worte aber, mit denen man Lebendiges ausdrückt, leicht als unbestimmt empfunden werden. Doch wollen wir es versuchen.

Aus der Tiefe des konkreten Lebens kommt immerfort ein unmerkliches Geschehen. Eine verborgene Gestalt dringt hervor und sucht ins Klare zu gelangen. Eine stille aber unbeirrbar Ordnung waltet. Eine Mitte macht sich geltend und sendet überall hin leise Weisungen. Wenn nun ein Gedanke wirklich verstanden wird, dann wird er in den Zusammenhang jener hervordringenden Gestalt aufgenommen, mit Kraft erfüllt, und strebt nun sich zu verwirklichen. Wenn ein Motiv richtig ins Gemüt dringt, dann verbindet es sich mit jener wirkenden Ordnung, läuft ihre stillen Wege und formt am Wachstum dieses Menschen.“ (S23-24, Wille und Wahrheit - geistliche Übungen, Romano Guardini)

Längle: Lieber Herr Kuhl, ich glaube, da sind wir jetzt ganz nahe beieinander.

Mir scheint es zuerst noch einmal wichtig zu sein, zwischen WILLE und SELBST-SEIN bzw. Person-Sein zu unterscheiden. Ich sehe im Willen eine Ich-Funktion, die irgendwann im Prozeß ihrer Entstehung (zumeist) bewusst wird. Person-Sein sehe ich nicht als Ich-Funktion, sie ist als „in mir ankünftige Kraft“ grundsätzlich primär unbewusst.

Je authentischer der Wille, desto mehr schöpft er aus dem Person-Sein. Das Person-Sein hat jene unbewusste Tiefe, von der Sie sprechen. Diese fließt in den Willen ein

– aber die Entscheidung geschieht schließlich (weitgehend) bewusst, mag sie auch noch so sehr im Unbewussten verankert sein. –

Kuhl: Woher wissen Sie das? Wie können Sie wissen, dass die Entscheidung nicht längst im Unbewussten (Selbst) gefallen ist, wenn das Ich sie stolz verkündet? Nein, ich möchte nicht Situationen ausschließen, in denen „ich“ die Letztentscheidung nicht dem analytischen Ich überlassen würde. Es darf sie ruhig immer verkünden und meinetwegen auch sich stolz mit dieser Entscheidung brüsten, es darf sogar am Entscheidungsprozess teilnehmen, seine Logik und sein präzises Achten auf Details, Unstimmigkeiten und Risiken sind oft sehr wertvoll, manchmal schier unverzichtbar. Aber je komplexer eine Entscheidung ist, je mehr Konflikthafes gelöst oder integriert werden muss, je mehr sie an existenzielle Werte und Bedürfnisse rührt, desto weniger würde ich dem bewussten Ich die Entscheidung anvertrauen (auch wenn es sie oft an sich reißen mag).

Längle: Sie dürfen natürlich nicht vergessen, dass das Ich in meinem Verständnis nicht allein das analytische Ich ist (im Unterschied zu Ihrem Begriff), sondern auch das, was Sie als Selbst bezeichnen. Aber abgesehen davon bin ich ganz auf Ihrer Seite, wenn Sie betonen, dass das Unbewusste so eine Bedeutung hat. In meinen Worten (s.o.): Das Ich ist umso authentischer und ganzheitlicher, je mehr es aus dem Personalen schöpft (und das ist ja primär unbewußt, s.o., kann aber teilweise bewußt werden). – Was aber den bewußten Anteil der Entscheidung betrifft: Wie auch immer die Entscheidung angebahnt ist, mit wieviel bewußten oder unbewußten Anteilen, letztlich braucht es den Entschluß, das Einverständnis, die Zustimmung. Diesen letzten „Sprung“ (Kierkegaard) sehe ich als obligat bewußten Anteil an – aber nicht als analytischen (da stimmen wir ja wieder überein), sondern als „lebensmutigen“, d.h. vom Ich abgestimmten. „Bewußt“ meint hier: Ich weiß darum, dass ich jetzt gerade die Zustimmung gebe, dass ich Ja sage.

Kuhl: Dann wäre geklärt, dass Sie den Begriff des Ich für eine bewusste Letztinstanz verwenden, die nicht mit dem analytischen Ich identisch ist und die das personale Selbst einschließt. Das passt gut zu dem Resultat der Interaktion (des Dialogs) zwischen dem analytischen Ich und dem Selbst. Man muss bei diesem Ich-Begriff aber sehr aufpassen, weil der Verwendung des Begriffs meist nicht anzusehen ist, wie viel Analytisches und wie viel vom personalen Selbst drin steckt. Ich arbeite lieber mit dem enger definierten Ich-Begriff, damit deutlich ist, ob ich mich auf eine analytische Herkunft und oder eine ganzheitliche (mit dem Selbst abgestimmte) Herkunft einer Entscheidung beziehe. Das ist mir auch deshalb so wichtig, weil wir mit den Begriffen „analytisch“ (oder „Denken“) und „Gefühl“ (oder personales Selbst) inzwischen ein differenziertes Funktionsprofil zweier sehr unterschiedlich arbeitender Systeme verbinden. Deshalb brauchen wir Systembezeichnungen (wie bei mir Ich und Selbst), die jeweils ein umfangreiches Bündel von Funktionsmerkmalen beinhalten. Wir stimmen nun darin überein, dass das Resultat der Interaktion zwischen analytischem Ich und ganzheitlich-intuitivem Selbst wiederum

bewusst werden kann, vielleicht auch darin, dass wir es die „Entscheidung“ oder den „Entschluss“ nennen. Der kann aus meiner Sicht sehr einseitig aus dem analytischen Ich oder einseitig aus dem Selbst kommen oder aber aus einem mehr oder weniger intensiven Dialog zwischen den beiden. Eine eigene Instanz brauchen wir für den „Entschluss“ eigentlich nicht zu postulieren.

Aber der kleine Restdissens zur Verwendung der Begriffe sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir in dem aus meiner Sicht wichtigsten Punkt übereinstimmen: *Es gibt einen einheitlichen Willen*. Ich würde ihn nicht unbedingt mit dem bewussten Ich gleichsetzen und ich würde das Prädikat „einheitlich“ auch nach dem Ausmaß der Integration möglichst vieler innerer (ggfs. auch äußerer) Stimmen differenzieren: Die höchste Stufe der „Einheitlichkeit“ liegt aus meiner Sicht vor, wenn Ich und Selbst zu einem gemeinsamen Ergebnis kommen, das dann viele innere und äußere Bedingungen berücksichtigt (Gelegenheiten, Kontextmerkmale, Werte, Fähigkeiten, Bedürfnisse - eigene und fremde, u.v.m.). Die subjektive Einheitlichkeit des bewussten Willens, den Sie im Auge haben, täuscht nicht selten mehr „Einheitlichkeit“ vor als wirklich gegeben ist (z. B. wenn bei der Sucht der nicht selten als „einheitlich“ empfundene „Wille“ zur Droge im Grunde darauf beruht, dass ein kleiner lustbesessener Teil der gesamten Psyche die Steuerzentrale einschließlich des bewussten Ich erobert) oder wenn ein Zwangskranker mit derselben Emphase wie Martin Luther in Worms sagt: „Hier stehe ich und kann nicht anders“).

Längle: Diese Einheitlichkeit des Willens, die das höchste Maß erreicht, wenn „Ich und Selbst zu einem gemeinsamen Ergebnis kommen“, deckt sich sehr gut mit meiner Vorstellung („je mehr Person im Ich, desto ganzheitlicher der Wille“). –

Ich möchte aber nochmal auf den Absatz weiter oben zurückkommen und den Gedanken zu Ende führen. Schon Frankl (2004) postulierte ein geistig Unbewusstes, und auch wir sehen die Person weitgehend als unbewusst an, ohne dass das einen Abbruch an Würde machte. – Wir sehen den personalen Prozess als eine ständig ablaufende Wechselrede zwischen dem Ich und der Person (in unserer Terminologie gesprochen – analog zu Ihrem Prozess zwischen Ich und Selbst). Wohl sind Ich, Selbst, Person bei uns anders definiert, und das wäre auch interessant, die unterschiedlichen Zuschreibungen zu diesen Funktionen mit der empirischen Datenlage abzugleichen (das würde ich mal sehr gerne mit Ihnen machen!). Aber vom Prozess her kommen wir auf eine ähnliche Sicht: Der Mensch ist so zutiefst dialogisch, dass er sogar in sich selbst ein Gegenüber hat. Und nur dann, wenn es ihm gelingt, mit diesem inneren Gegenüber in Austausch zu kommen und er sich darauf einlassen kann, ist er wirklich er selbst. – Doch scheint die empirische Forschung dazu noch sehr dürftig zu sein. Macht aber nichts: die Introspektion und die Erfahrung, die wir machen, ist ja auch ein Wirklichkeitsbezug. Als phänomenologische Richtung gehen wir sehr von der subjektiven Erfahrung aus. Und die will wohl niemand - bei aller Notwendigkeit der Forschung - aus dem Auge verlieren.

Haben Sie herzlichen Dank!

Literatur

- Frankl V E (2004) Der unbewusste Gott. Psychotherapie und Religion. München: dtv, 7°
- Kuhl J (2012) Der Wille, die Emotion und das Selbst. – Wie funktioniert der freie Wille? In: Existenzanalyse 29, 2, 39-49
- Längle A (2012) Vom gelassenen Wollen zum erzwungenen Lassen. Zur Praxis der realen Freiheit. In: Existenzanalyse 29, 2, 15-30

Anschrift der Verfasser:

PROF. DR. JULIUS KUHLE
kuhl@me.com

DDR, ALFRIED LÄNGLE
alfried.laengle@existenzanalyse.org